

301

## Alltagsleute.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Alles in allem war aber Herr Kreiser seiner betrübten Stimmung wegen jedenfalls nicht zu tabeln. Jemandem eine große Freude machen zu wollen und dann sehen zu müssen, daß dieser Jemand deshalb nicht kommt, weil er nicht weiß, was wir ihm Gutes thun wollten —, das thut sehr weh. Philosophen haben gut reden, schließlich sind wir doch nur schwache Menschen im Handeln und Denken.

Er hub nun an zu sprechen und setzte dem Agenten den Sachverhalt auseinander, ziemlich breit und langweilig, von seines Bruders Jugend beginnend und mit den fünf Millionen abschließend.

Der Agent saß, saß, schaute, saß, kinkelte unbewußt mit seinen lumpigen Thalerstücken und machte ein über alle Begriffe einfältiges Gesicht.

„Und nun,“ schloß Herr Kreiser, „gehen Sie zu meinem Sohne und bitten Sie ihn noch einmal zu mir zu kommen. Denn ich bin ein alter Mann und kann sterben.“

Im ganzen Leben hätte er diese rührende Schlusswendung nicht gefunden, jetzt war sie etwas Erhabenes und Natürliches.

Die Besuchszeit war zu Ende, und der Agent mußte gehen. Er war so vor den Kopf geschlagen, daß er in der ganzen Zeit kein einziges, ruhiges, vernünftiges Wort gefunden hatte, keinen Trost, keinen Glückwunsch, nichts von dem neugeborenen Richard Kreiser —, platterdings gar nichts. Er saß, hörte zu, stand auf und ging wie ein Holzstock. Der Wärter geleitete ihn wieder hinaus und einige Minuten später befand er sich auf dem Heimwege.

Aber jetzt kam er zur Besinnung. Diese Stunde, diese ganze Entsendung nach Plätzensee war ein Fingerzeig von oben. Wenn er diesmal wieder das Glück aus der Hand gleiten ließ, verdiente er —

„Fünf Millionen! Kreisers!“ Es war zum Schwindeln, zum Umfallen.

Er kam an eine Destille, trat ein und ließ sich eine Weisze geben. Nur erst mal Ruhe, nur erst mal nachdenken.

Plötzlich sprang er auf wie von einer Tarantel gestochen. Wenig fehlte und er wäre fortgelaufen ohne zu zahlen. Glücklicherweise saß an der Thür ein hagerer, kräftiger Mann, der auf der Wirthin Ruf hin des Agenten Rockzipfel noch erhaschte. Die Gäste waren empört, die Wirthin erst recht. Als der Verdächtige aber mit seiner gewohnten Handbewegung einen riesigen Haufen Geld aus seiner Tasche zog, auf den Tisch warf und zwanzig Pfennig heraussuchte, war man beruhigt.

Er trank am Büffet noch einen Kognal und stürzte dann davon, worauf der Hagerer behauptete, der Mann sei aus Dalldorf. An der nächsten Ecke sprang der Agent in eine Droschke und fuhr nach Kunze's Buttergeschäft, Dranienburgerstraße 19. Jetzt, Glück, hilf!

### XXI.

Die Droschke rasselte in leidlich guter PACE durch die Vorstadt, der Agent machte die Augen zu und versuchte alle Denkraft auf einen Punkt zu konzentriren. Ein einziger falscher, voreiliger Schritt, eine verlorene Minute, ein unrichtiges Wort konnten alles für ihn zu nichte machen. Wahrscheinlich würde die Sache heute Abend oder morgen früh in allen Zeitungen stehen; hatte er bis dahin sein Ziel nicht erreicht, so war alles aus. Er sah nach der Normaluhr, sie zeigte bereits halb fünf. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und diese elende Rosinante wurde mit jedem Schritt langsamer.

Noch war er unter den Bekannten der Familie der einzige Wisse des großen Ereignisses, aber die Minuten jagten wie galoppirende Windhunde, und der elendeste kleine Zufall konnte den ganzen Plan ins Wasser werfen.

Der Butterhändler mußte über seinen Agenten mit Recht erstaunt sein. Er warf fünfundsiebzehn Mark auf den Tisch, bat, umgehend das Fünfsigpfundmaß unten in seine Droschke zu bringen und war so aufgereggt, zersahren und unstät, daß der Butterhändler noch längere Zeit nach seinem Davontreten psychologische Betrachtungen über ihn anstellte.

Als die Droschke am Gemma-Hotel vorbeipolterte, lehnte der Agent sich vorsichtig zurück, um von Richard nicht gesehen

zu werden. Der stand jetzt vor der Thür und nahm mit saurer Miene von einem abtreibenden Fremden den Obolus einer halben Mark entgegen. Er schob das kleine Geldstück in die Westentasche, wo er es am andern Morgen vorfand. Er erinnerte sich dann, daß es das letzte Trinkgeld seines Lebens war, und vorweg sei bemerkt, daß dieses unscheinbare Geldstück zu Ehren gekommen ist und auf dem Knopf eines wundervollen Silberhumpens die nachkommenden Geschlechter der Kreisers an die ehrenwerthe Denkweise ihres Ahnherrn gemahnen soll. Der alte Drefflinger liebte es, an der Hofafel sich seiner Schneiderzeit zu erinnern, und nichts machte dem nun auch schon verstorbenen Geheimen Kommerzienrath Nathan v. S. . . . mehr Freude, als wenn er seinen hochadligen Schwiegeröshnen coram publico erzählen konnte, wie theuer anno vierzig die Hasenfelle waren. Solche Bescheidenheit und wackere Gesinnung erregen erst Staunen und Unbehaglichkeit, schließlich aber doch gewaltige Achtung, und für hervorragend situirte Emporkömmlinge giebt es gar kein besseres Mittel, um die Gediegenheit ihres Empfindens in das rechte Licht zu stellen; ganz abgesehen von dem großen Vortheil, daß sie damit blaublütige Verwandte auf den Tod zu ärgern in der Lage sind.

Ein ausgezeichnetes Zufall, daß der Agent seinen Bruder Christian zu Hause traf! Der Pastor saß in einer undurchdringlichen Tabakswolke und studirte seine nächste Sonntagspredigt. Natürlich hatte er jetzt seine eigene Wohnung, wo er mit einer bejahrten Haushälterin und dem größten Fleischerhunde Berlins hauste. Für Köder dieses Kalibers hatte Christian eine seltsame, seinem Stande nach wenig passende Vorliebe, und das Schenksal von Aladin hatte schon viele Besucher, Amtsbrüder, alte Damen und Konfirmanden auf den Tod geängstigt. Die nichts ahnende Tante, die bei seinem Geheule vor Schreck mit dem Regenschirm nach ihm schlug, hätte er beinahe ermordet, und seitdem war sie in Christian's Wohnung nicht wieder erschienen. Sie hat ihn wiederholt, das Thier abzuichaffen, und da er das nicht that, war der Tante abgöttische Vorliebe für Christian wesentlich abgekühlt. Sie besuchte seine Predigten weniger häufig und ließ Christian's Mutter gegenüber unheimliche Andeutungen bezüglich ihres Testaments fallen. Indessen der Pastor hatte jetzt sein gutes Auskommen und sah der Zukunft seiner Finanzen ohne Sorge entgegen. Täglich mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß die wackere Tante ihn dreißig Jahre lang teuflisch gequält habe, und so fühlte er keinerlei Neigung, Aladin ihren Saunen zu opfern.

Der Agent war von dem Sturmhauf über drei Treppen fast außer Athem, und die Tabakswolke drohte ihn zu ersticken.

„Frag' nichts, sag' nichts, aber leihe mir zwanzig Mark.“ Das war alles, was er zunächst hervorbrachte.

Natürlich kommt auch Pastoren eine solche Bitte nicht immer gelegen, und Christian wollte Ausflüchte machen.

„Ferner Deinen besten Anzug und einen Zylinder. Frag' nichts, sag' nichts, ich habe keine Minute zu verlieren,“ vollendete der Agent seine Aneide.

Er wartete auch garnicht erst eine Antwort ab, holte aus dem Kleiderschrank alles Nothwendige und begann zu Aladin's Staunen sich seiner Kleidung zu entledigen.

Christian war ein Laune, dieses Vorgehen seines Bruders fand er jedoch unpassend, wenn nicht gar frech. Er gab dieser Ansicht auch Ausdruck, aber der Agent ließ sich auf keinerlei Auseinandersetzungen ein.

„In zwei Stunden bin ich wieder da. Gieb' das Geld heraus, thue es in meine Hofentasche, — ich sage Dir, es geht großes vor.“

Kurzum, er ließ den Pastor garnicht erst zum Nachdenken kommen, nahm dessen beste weiße Kravatte, verbrauchte einen halben Topf der theuren Rindermark-Pomade und goß in der Aufregung Waschwasser auf den Teppich. Der letztere Unstand brachte Christian in ernstlichen Horn, aber im nächsten Moment war sein Bruder bereits hinaus. Auf dem Tische über der Predigt lag dessen Weste, am Ofen das Weinkleid, auf dem Schreibtisch der ziemlich fleckige Rock, der vor zwei Jahren mit Christian's Erparnissen angeschafft worden war — der ganze stille Frieden war vernichtet und an ein Studium nicht mehr zu denken.

Schon aber rollte des Agenten Droschke mit dem Butter-

faß weiter. Noch war mit Christian's Gelde zweierlei zu besorgen; ein Paar hellgrauer tadelloser Handschuhe und ein Rosenboquet mit Allaschleife. Die Thurnuhren schlugen sechs, als er endlich vor dem Hause des Justizraths Simon hielt. Er bezahlte den Kutscher und gab ihm zwanzig Pfennig extra für Hinausschaffen des Fasses. Nun stand er oben, neben ihm das Faß, und er klingelte.

Niele machte ziemlich erstaunte Augen, als der fremde Herr ihr das Butterfaß übergab und zugleich sich erkundigte, ob Fräulein Kreiser zu sprechen sei. Natürlich wurde er sofort vorgelassen, denn Zeit ihres Lebens hatte Nennchen noch keinen Besuch mit Visitenkarte erhalten. Sie war eben beschäftigt, in dem von Niele entliehenen Räuberroman zu lesen und bei der romantischen Entführung und Gefangennahme Bertha Kolliganis heiße Thränen zu vergießen. Nun trocknete sie rasch ihre Augen, warf die Perle unter das Sopha und ließ Niele schleunigst untersuchen, ob ihr Anzug in Ordnung sei.

Artiger konnte kein Cavalier vor seiner Dame sich verneigen, als der Agent vor Fräulein Nennchen Kreiser. Er erwähnte in Kürze das Butterfaß, das er doch selbst habe bringen wollen, und überreichte ihr dann — wenn auch ohne rechten Uebergang, so doch mit seiner Grazie — das Bouquet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Trauer.

Von Hans Ostwald.

Der kalte Morgenwind spielte mit den herabgefallenen Blättern und jagte sie über die Pfützen, die zum ersten Male im Jahre mit einer dünnen Eisedecke belegt waren. In den Näderspuren des Weges zog sich das Eis glatt hin wie eingelegte Schienen, die geradeaus nach der Stadt führten. Ab und zu flog vom Wege eine schwarzgraue Krähe auf und hob sich mit langsamen Flügelschlägen über die braunen Sturzäder.

Endlich kam ich der ersten Mauer der Stadt näher. Es war eine lange, gelbe, gar nicht hohe Mauer, hinter der ich nackte Zweige kleiner Eschen und die Spitzen vieler Grabkreuze bemerken konnte — es war der Friedhof. Auf dem Wege kam mir eine dunkle Masse entgegen. Dicht am Friedhofsthor, das weit geöffnet war, zog sie an mir vorüber.

Zwiesft hinter einer kleinen Musikbänke einige schwarzbefrachte Herren, denen der Morgenwind die Hände und Gesichter ganz roth gefärbt hatte. Sie trugen auf Sammet- und Seidentüssen Ordensabzeichen. Hinter ihnen kam der von zwei mageren schwarzen Gäulen gezogene Leichenwagen, auf dessen Giebeldach ein silberner Engel kniete. Der gelbe Sarg war mit Blumenkränzen überschüttet.

Dem Wagen folgte mit gesenktem Kopfe eine wohlgenährte Frau, von deren Hut ein dicker Flor wehte. Neben ihr gingen zwei glattrasierte Priester, und dahinter schritt eine wohlgeordnete Schaar Männer in schwarzen Röcken und Zylinderhüten. Der erste von ihnen trug halb gesenkt ein Banner mit kleinen Florschleifen, die anderen schulterten blanke, derbe Gewehre — ein Kriegerverein. Nebenher liefen eine Kinderschaar und mehrere Erwachsene. Unter diesen fiel mir ein dürrer, gebückter Mann auf, der seiner dunklen Kleidung nach offenbar zu den Trauernden gehörte. Auf den Boden starrend, die Hände über der Brust in die Ärmel geschoben, trottete er langsam dahin. Die weiten, aber zu kurzen Kleider schlotteten um seine hageren Glieder. Als der Zug in den Kirchhof einbog, schwenkte er mit ein, während die andern hinterdrein liefen.

Ich hatte im ersten Gasthof vor der Stadt Halt gemacht. Man erwartete hier offenbar viele Gäste. Der geschweerte Fußboden war frisch mit Sand bestreut, und die Gläser standen alle blank auf dem Schänktisch, während der Hausknecht eben seine blaue Schürze vorband.

Nach einem Weilschen hörte man dreimal ein unregelmäßiges Knattern.

„Heul' schießen sie aber schlecht!“ sagte der Hausknecht zu der eintretenden Wirthin, die sich, ohne zu antworten, auf einen Stuhl hinter den Schänktisch setzte.

Nach einer Viertelstunde kamen die Gäste. Die lustige Musik, mit der sie anmarschirten, brach vor dem Lokal ab.

Der ganze Kriegerverein füllte nach und nach das große Gastzimmer, das nach drei Seiten Fenster hatte, sodasß stets die Sonne hereinleuchten konnte. Trotzdem heute der Himmel nicht bewölkt war, kamen ihre Strahlen doch nur matt und grau herab, ein weißlicher Dunst schwebte in der Luft. Er ließ die Sonnenscheibe zwar größer, aber desto undeutlicher erscheinen. Ihr Licht beglänzte die Hüte der Krieger derartig, daß sie noch viel schäbiger ausfahen, als sie wirklich sein mochten.

Der Hausknecht lief mit vollen Händen hin und her zwischen den Männern. Als hier und da einer gesprächig wurde und die stumpfe, feierliche Gedankenlosigkeit von den Gesichtern schwand, ging plötzlich mit schrillum Klingeln die Thür auf und der alte, hagere Mann kam herein. Der Hausknecht schob ihm einen Stuhl an den Tisch, an dem die Ersten des Vereins saßen.

Anfänglich war wieder alles still geworden. Erst als jeder mehrere Glas Bier oder Schnaps getrunken hatte, wurden die Gespräche wieder aufgenommen und die Trauermaske abgelegt. Viele zogen ihre Thonpfeifen hervor und qualmten, daß die Beleuchtung immer grauer wurde. Einzelne gaben die steife Haltung auf und rücten sich die Stühle bequem.

Nach einiger Zeit erhob sich der mit einer blauweißen Schärpe geschmückte Fahnenträger. Seine rothen Haare strich er zitternd aus der schrägen Stirn, aus der eine unten umgestülpte Nase entvrang. Dann zog er mit der Rechten fortwährend an seinem am Kinn austrasirten Backenbart, während er, mit den Augen zwinkernd, die Männer musterte. Als endlich vollständige Stille eingetreten war, begann er:

„Meine lieben Vereinsgenossen! In dem braven Mann, den wir heute zur letzten Ruhe geleiten mußten — wir erwiesen ihm gern die letzte Ehre — haben wir ein unschätzbares Vereinsmitglied verloren. Wir alle wissen, daß er uns nicht nur ein Vereinsgenosse, sondern einem jeden von uns ein werther Freund war, dessen Verlust doppelt schmerzt. Und wie rühlig war er, wo es galt, Gutes, Ebles zu thun! Wer denkt nicht an den letzten Sommer, wo unsere Stadt von der unheimlichen, würgenden Typhusepidemie heimgesucht worden ist? Da war er es, der mit noch einigen gleichgesinnten, edelherzigen Männern sich an die Spitze des Wohlfahrts-Ausschusses stellte, dem wir es zu verdanken haben, daß jener greulichen Seuche endlich Einhalt gethan ward.“

Der dem Redner gegenüberstehende Alte hatte immer mit dem Kopfe genickt. Der Redner, den dies störte, hielt einen Augenblick inne. Doch bald kam ihm ein neuer Gedanke.

„Lieben Freunde!“ fuhr er mit erhobener Stimme fort; „unter uns sitzt ein naher Verwandter des unvergesslichen Todten, sein Onkel. Besorgen wir ihm unser Beileid!“

Und sofort reichte er dem Alten die kräftige Hand, in die dieser zitternd seine eigene legte. Der alte Onkel stammelte einige unverständliche Worte, die er zu einem jeden, der ihm die Hand drückte, wiederholte.

Es dauerte nicht lange, so war der erhebende Eindruck dieser Szene vergessen, das Stimmengewirr wurde immer lauter. Bald gab es erhitzte Köpfe. Ein kleiner, kahlköpfiger, griesgrämig blickender Mensch flüsterte ziemlich geräuschvoll auf einen neben ihm sitzenden alten Herrn ein, der unter seinem Zylinder eine buntgestickte Sammetmütze trug; er bekielt sie auf dem Kopfe, als Alle ihre Zylinder auf die Holzstaken an der Wand stülpten. Mit seinen siefen, an den Gliedern geschwollenen Fingern zog er seinen hellgrünen Kinnbart glatt und schlürfte alle paar Minuten ein wenig aus seinem Schnapsglas.

Er kniff die Lippen zusammen, so daß nichts mehr von ihnen zu sehen war, und nickte nach jedem Schluck mehrmals zu den immer lauter werdenden Ausführungen seines Nachbarn, dem der Schnaps die Zunge gelöst hatte. Bald wurden mehrere auf die Neden des Kahlköpfigen aufmerksam. Auch ich konnte den Mann, der jetzt ganz laut sprach, gut verstehen.

„Ja“, sagte er, „und was hat er denn so Großes gethan, das wir nicht auch gethan haben? Hat er mehr Geld gegeben wie wir, damit die Wittwen und Waisen versorgt werden konnten? Das hat er nicht, trotzdem er reicher war als wir alle sind. In seinen vielen Häusern hat er fast garnichts machen lassen, trotzdem aus allen seinen Ställen die Pferdejange in die Brunnen floß. Und dann das Waisenhaus! Na ja, wenn er auch dazu den Grund und Boden hergab — wir wissen alle, warum er's that. Seine zwei alten Liebsten hatten ihm ja genug Jöhren hinterlassen, die er nun man so schön auf uns abwälzen konnte. Nu können wir ja für sie sorgen!“

Er schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

„Und denn kriegt so'n Erzhalunke noch 'n Diplom vom Wohlfahrts-Ausschuß! Na, er saß ja selbst drin. Er konnte es sich ja selbst geben!“

Der Fahnenträger war mit schwankenden Schritten herübergekommen und drückte dem Krakehler den Mund zu. Der aber, als er merkte, daß Alle auf ihn hörten, schüttelte die Hand ab und schrie: „Ich laß mir nicht den Mund verbieten! Was Recht ist, soll Recht bleiben! Fragt mal den Onkel, ob ich nicht recht habe! Der wird's ja wissen, hat's ja am eigenen Leibe spüren müssen.“

Der Onkel erhob sich. Mit der linken Hand erhob er sich, während er die Rechte lässig hintenüber legte. Seine Augen glitten mit gebietender Ruhe über die Anwesenden, als er sprach:

„Meine Herren! Ein edler Spruch heißt: Laßt die Todten ruhen! Was ich von meinem Neffen eroudnen mußte, geht niemand etwas an. Wenn ich feinetwegen mich im hohen Alter quackalbernd von Dorf zu Dorf umhertreiben muß, so habe ich es allein mit mir auszumachen. Ich glaube, meine Freunde, (Es suchte um seinen Mund.) auch Sie hätten es nicht besser mit Ihrem Onkel gemacht.“

Alle saßen verblüfft bei dieser Anklage; nur der Krakehler stießte und spie wüthend aus.

Der Onkel beachtete das nicht und setzte ruhig seine Rede fort: „Aber meine Herren! Anders stehen die Sachen, wenn es sich um die sanitären Wohlfahrts-Einrichtungen handelt. Da hat mein Neffe gesündigt, schwer gesündigt. Doch verstand er es besser? Sah er es irgendwo um sich herum anders? Ueberall mußte er bemerken, daß ein jeder auf das bißchen eigenen Augen bedacht war, ohne jedoch

zu bedenken, wie wenig er sich dadurch vor allem Furchtbaren selbst schützte; ja, daß er dadurch dem Zerflörenden die Wege ebnete und es zu sich ins Haus einließ.“ Seine Stimme wurde immer schneidender, während die Anwesenden ihm verständnislos ins Gesicht starrten, aus dem eine stöbliche Kraft leuchtete. Nur der Fahnenträger winkte ihm nochmals ab, doch achtete er nicht darauf. „Ja, wenn doch endlich auch bei uns der soziale Gemeinnutz einzöge! Unser verkümmertes Volk könnte ihn wahrlich gebrauchen!“ Jetzt sprang der Krakehler auf und schrie gellend: „Na, da haben wir's ja! Der Umstürzler will hier Propaganda machen! Der Hund beschimpft uns!“

Einige sprangen auf: „Et! Et! —!“ Man hielt den Wütenden fest. Doch nun schrie er nur noch heftiger:

„Recht ist Dir's, rother Hund, daß Du so einen Neffen hattest! Aber wart nur, nimmst Du es nicht zurück, daß wir ebenso sind wie Dein wahrer Neffe, schlage ich Dir den Schädel ein!“

„Ich nehme nichts zurück!“ rief der Alte, indem er sich aufrichtete. Wobend stieß er hervor: „Ihr — Ihr seid nur neidisch, daß Ihr nicht auch so einen Wisch vom Wohlhabens-Ausschuß in Euren Laden hängen könnt. Ueberhaupt — Ihr seid alle keinen Heller mehr werth, als mein Neffe!“

Alle erhoben sich und drängten mit zornigen Gesichtern den Alten hinaus. Der Krakehler machte sich los von den Händen derer, die ihn zurückhalten wollten und schlüpfte in des Alten Nähe. In dem Augenblick, als der ohne Kopfbedeckung die Stufen aus dem Lokal hinuntergehen wollte, stieß der Krakehler so heftig mit dem Fuß nach ihm, daß der Alte hinabstürzte und mit dem Kopf gegen einen Holzblock fiug.

Er wurde bleich, und es schien, als bleibe er liegen; doch richtete er sich bald wieder langsam auf und ging die Straße nach der Stadt entlang.

Kinder, die im Straßengraben das Eis eingestossen hatten, liefen ihm nach und umschwärmten ihn. —

Im Gastzimmer wurde wenig, doch heftig gesprochen. Die Kriegervereiner gingen bald mit heißen Köpfen gruppenweise den Weg hinunter, auf dem die Sonne immer noch nicht die Pfähen aufgethaut hatte. —

### Kleines Feuilleton.

st. Von der Schule. Da rennen sie mir über den Weg: die Menschen der Zukunft. Sie sind noch klein und unvollkommen, aber eines Tages werden sie ebenso kräftig auf's Pflaster treten, wie der Arbeiter, der mit einem Werkzeugkasten auf der Schulter vor mir hergeht. Erst aber müssen sie in dem roten Hause mit den gleichmäßigen Fensterreihen ebenso gleichmäßige geistige Speise verschluckt haben.

Da ist ein stämmiger Flackskopf. Er ist frisch vom Lande hereingekommen. Er hat sich einem kleinen, schmalbrünnigen Jungen angeschlossen; der ist nicht so laut und lebhaft wie die anderen. Der Schwefelhäufige läßt sich zum Schüchternen hingezogen. — Der Kleine mit der großen Mappe auf dem schmalen Rücken steckt seine Händchen in die Tasche seiner ausgefranzten und gestickten Hose. Sein Gesicht ist grau, wie das aller Menschen, die in schlechter Luft bei ungenügender Nahrung leben. Er setzt die Fäße mit einer gewissen Kengstlichkeit auf das feuchte, glitschige Pflaster. Mit umflorten, matten Blicken legt er nach drei lachenden Jungen, die vor ihm gehen. Sie erzählen, wie sie von einander abgeschrieben haben. Ihre alten Mappen, die sie unter dem Arm tragen, sind dick gefüllt. Er hat immer noch nicht das Buch, das die anderen schon seit ein paar Wochen selbstbewußt auf den Tischen ausklappen, wenn die Geographiestunde kommt. Seine Eltern, ja, wenn sie auch nicht mal genug Geld haben, um immer warmes Mittagbrot kochen zu können, zanken werden sie vielleicht doch, wenn er zu Eltern nicht verkehrt wird. Und es ist so kalt. — Und nun fängt es noch an, zu nassen. So geht's schon mehrere Wochen lang. Immer naß und kalt, und zu Hause wird fast garnicht geheizt. In der Schule ist es wenigstens warm. Er bleibt vor dem Gitterthor zu dem Schulhof stehen, über dessen schmutzigen Kies die an ihm vorbeidastenden Kinder mit knirschenden Schritten eilen. Es ist so feucht und kalt, der Himmel ist so grau, gar nichts Sonniges, Wärmen des ist zu sehen.

Die Kinder fangen an zu laufen, oft drei, vier nebeneinander. Vereinzelt Nachzügler rennen hinterdrein. Der Kleine sieht ungeduldig die Straße hinab. Da dräben kommt ein zwölfjähriges Mädchen mit fliegenden Röcken angeläufen. Auch sie hat schiefgetretene Schuhe, auch in ihrem Gesicht liegt unter der Hitze des Laufens die graue Farbe, auch ihr Blick ist matt. Sie giebt dem Bruder, der sie erwartet hat, beim Hineingehen in das Schulgebäude die Hälfte der Brötchen, die sie jeden Morgen nach dem Frühstückstragen vom Bäcker bekommt.

Die Schulglocke läutet. Sie übertönt den Lärm der Straße. Die Kinder stürzen in die Thür der Schule.

Von weitem kommt ein kleiner dicker Knirps schreiend angeläufen — Mutter hat zu lange an ihm herumgeputzt — nun kommt er zu spät. Die Thränen stürzen ihm über die vollen, fleischigen Backen. Er blickt nicht nach der Sonne aus, denn ihn friert nicht. —

### Literarisches.

— Eine Biographie Max Stirner's aus der Feder John Henry Mackay's erscheint in nächster Zeit im Verlage

von Schuster u. Löffler in Berlin. Gleichzeitig erscheint ebenda, von John Henry Mackay herausgegeben: Max Stirner's Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum.“ Aus den Jahren 1842—1847. Dieser Band enthält alles, was Stirner an selbständigen Arbeiten je veröffentlicht hat. —

### Theater.

Das Belle-Alliance-Theater sollte den Entdecker Ehrgeiz lieber aufgeben. Es hat kein Glück damit. Ein aufgeregter blonder Jüngling stellte sich am Mittwoch als Verfasser einer Tragikomödie „Fräulein Gène“ mit Pro- und Epilog vor. Sein Name ist Max Beyer. Es lobt sich nicht recht, mit dem jungen Herrn über den Begriff Tragikomödie zu rechten. Es handelt sich in dem phantastischen Spiel von Beyer nicht um Geschöpfe von Fleisch und Blut, sondern, wie die Namen schon sagen, um Begriffe: Fräulein Gène, Fräulein Ehen, Richter Ottomar Meinungslos u. s. w. Das Ganze geht aber in einem Nirgendheim vor, unter dem man China wie Deutschland sich denken kann. Es ist ein „lehrhaft Beispiel“, hätte man zur Zeit der älteren deutschen Schwandichtung gesagt.

So anspruchsvoll sich Pro- und Epilog geben, so harmlos ist Herr Beyer an sich. Früher, wenn die Jünglinge zu dichten begannen, berankten sie sich an Shakespear oder der Sturm- und Drangpoesie des jungen Schiller. Herr Beyer hat es das glatte Kling-ling der Verse Fudra's angehan. Selbst in diese Verse wird noch Wasser gegossen. Man denke! Als Parabel für eine Zeitschrift, wie „Die Jugend“ in München, hätte die Geschichte von Fr. Gène noch passen können. Aber das ist heutzutage so: Wer zum Zeitungschreiber nicht das Zeug hat, weil er seine Gedanken nicht knapp und schlagkräftig zusammenfassen kann, der schreibt längliche Dramen zur Qual seiner ganz unschuldigen Mitbürger.

Fr. Gène lebt in einem wunderlichen Land, wo die ewige Frage: ist es schädlich? alle Kraft und alles natürliche Empfinden zerstört. Jeder ist dort nur der Sklave seines Nachbarn. Ein Mädchen würde keinen Mann recht anzusehen wagen; ein Maler zerbricht sich den Kopf darüber, wie man schicklicher Weise einen König darzustellen habe; und Fr. Gène, eine vornehme Dame, hungert lieber, als daß sie nicht zwei Jofen um sich hätte. Denn das ist standesgemäß. Nicht Tage hat sie keinen Bissen Brot gegessen; da giebt es ein Fest in der Stadt mit Schmaus und Trank. Fr. Gène möchte zugreifen; allein man hat ihr kein Chbesteck gereicht und — sie genirt sich, zu fordern. Also verhungert sie denn elendig und die Tragikomödie hat ein Ende. Für die Darsteller bieten die lehrhaften Reime keine rechte Aufgabe.

Auf die Tragikomödie folgte Wilbrandt's Lustspiel „Die Maler“. Vor Jahren galt es als zierlich-elegantes Muster, heute erscheint die Komödie vom genialen Maler und der geschlechtslosen Malerin, die dennoch ihr Herz entdeckt, mehr kokett als zierlich, und sie ist ein wenig altmodisch geworden. Das fällt um so mehr auf, wenn die Darstellung sich ein wenig plump und aufdringlich giebt, wie am Belle-Alliance-Theater. Für bescheidene Kräfte ist es immer am schwierigsten, den spitz zugehüllenen Plauderton zu treffen. Wo Ironie angedeutet werden soll, da unterstreichen solche Schauspieler gleich doppelt und dreifach, und die Geschmacklosigkeiten nehmen kein Ende. —

### Musik.

— Der „Verein zur Pflege künstlerischer Bildung“ in Hamburg, der die Schülervorstellungen im dortigen Stadttheater durchsetzte, hat einen weiteren Erfolg gehabt durch die Zustimmung des „Vereins Hamburgischer Musikfreunde“ (der einen jährlichen Staatszuschuß von 20 000 M. erhält) zu Musikaufführungen für Schüler der Volksschulen. Am Schluß der Saison werden diese Schülerkonzerte stattfinden; für jede Aufführung sind 4000 Schüler bestimmt; jedes Kind zahlt 10 Pf. Eintrittsgeld.

### Kunst.

hl. Dresdener Sezession. Am Mittwoch ist bei Gurlitt eine „Ausstellung des Vereins bildender Künstler Dresdens“ (Sezession) eröffnet worden. Die Dresdener Sezession hat sich in starker Abhängigkeit von der Münchener entwickelt. Der in Frankreich und München ausgebildete Maler Gotthard Kühn siedelte vor etwa drei Jahren als Lehrer an die Dresdener Akademie über, und seinem Wirken ist wohl das Aufblühen der Kunst in Dresden zu danken. Schon in der Berliner Ausstellung von 1896 trat die „Dresdener Sezession“ korporativ auf und sand viel Beachtung. Man kann indessen nicht sagen, daß die jetzt eröffnete Ausstellung diesen günstigen Eindruck bedeutend verstärkte. Künstler, die die Hauptträger des Ruhms der Dresdener sind, fehlen völlig, vor allen Kühn selbst, auch der jetzt in Meissen wohnende Oskar Zwintscher, einer der tüchtigsten jüngeren Maler, und Franz Hochmann, der nicht Mitglied der Sezession ist. Von dem Portraitsisten Felix Borchardt ist nur eine kleine Studie da. Strenge Kritik bei der Auswahl, auch gegen die eigenen Mitglieder, wie sie Grundfah der Münchener Sezessionisten war, haben die Dresdener durchaus nicht geübt. Eine ganze Reihe von Bildern könnte nur für den Kunst-Historiker als Werke von Anfängern, aus denen vielleicht etwas wird, Interesse haben. — Unter den ausgestellten Bildern treten einige von Karl Banher

und Paul Baum am stärksten hervor. Karl Vanzer ist ein vornehmer, stiller Künstler, der mit großer Sorgfalt das aus sich heraus entwickelt hat, was seine nicht sehr ergiebige Natur hergab. Sein Bildniß eines jungen Mädchens, das in einfachem Kleide zur Seite gewendet sitzt, ist ganz in einem tiefgrünen Grundton gehalten, den der rosige Teint des hübschen Gesichtes, das lichtbraune Haar und mattbraune Töne im Hintergrunde wundervoll beleben. Eine Landschaft Vanzer's ist sehr streng, fast trocken in den Farben. Aber das weithin sich dehnde Hügelland mit den gelben und grünen Feldern ist gut herausgearbeitet. Es ist gegen Abend, ein Gebirg, das sich im Mittelgrunde in das Bild hineinzieht, liegt schon im Dunkel. Schlichtes, warmes Mitempfinden spricht auch aus dem Bilde eines Holzschlägers, der im Walde seine Säge schärft, und eine schöne Lithographie stellt eine Arbeiterfamilie dar, die am Abend ausruhend vor ihrem bescheidenen Häuschen sitzt. — Paul Baum ist in starkem Gegensatz dazu unruhig; er sucht nach neuen Wirkungen. In seiner „pointillistischen“ Technik ist er von dem großen Franzosen Monet abhätig. Wie dieser zergliedert er die Farben der Natur in ihre Hauptwerthe und setzt sie ungemischt nebeneinander in dicken Farbauftrag auf die Leinwand. Es bleibt dann der Neugier des Auges überlassen, diese Elemente zu einer einheitlichen Wirkung zusammenzufassen. Das Vibrieren, das Flimmern der Luft und damit die volle Lebendigkeit des Eindrucks ist in der That mit keiner anderen Technik so gut zu erzielen. Vergleicht man freilich Baum's Landschaften mit denen Monet's, wozu sich im vorigen Jahre in Dresden Gelegenheit bot, so bleibt er weit hinter seinem Meister zurück. Am besten gelangen ihm die Winterlandschaften. Fremdliche Farben zaubert die Nachmittags-sonne auf der einen hervor. Ein Häuschen liegt eingeschneit am Wege, ein Garten davor. In heiterem Blau strahlt der Himmel, zarte bläuliche Schatten ziehen sich über die Schneedecke, in violetten Tönen schimmern die dunklen Gartenhecken. Auf einer anderen Winterlandschaft giebt dicke feuchte Schneelust im Kontrast hierzu eine trübe Stimmung. Schwer lastet der blaugraue Himmel auf der Erde; an erhöhten Stellen, von denen der Schnee weggeweht ist, blickt das vergilbte Gras hindurch. Ein ähnliches Motiv ist auf einer vorzüglich farbigen Lithographie mit wenigen bunten Strichen gegeben. —

In Baum's künstlerischer Art arbeiten mehrere der jungen Dresdener. Georg Ritter ist mit einer guten Abendstimmung „Dämmerung an der Elbe“ vertreten. Streusel hat ein paar „Einkelbilder“ gemalt, die sehr grell in der Farbe sind. Auch seine Interieursbilder haben einen unangenehm spitzen Ton, das eine in gelb, das andere in grün; nur das Bild „Bei einem alten Junggesellen“ giebt ein Zimmer in Dämmerlicht in einem dunklen und weichen Blau, das mit dem überall vertheilten Roth gut zusammen geht. — Von den übrigen Bildern der Ausstellung sind zu erwähnen: eine Abendlandschaft des Freiherren v. Ledebur, ein in Berlin bereits bekanntes Damenbildniß und ein ganz niedliches Genrebild von Hugo Rieth. Auf der Laubhaft von Franz Pietschmann „Frühling“ fällt wieder ein Widerspruch zwischen dem „poetischen“ Motiv und der kühlen, verhandesmäßigen Mache auf. Die Farben sind hell, aber sehr hart; es fehlt dem Bilde jede Spur der Stimmung, die der Maler mit dem flötenden Satyr eigentlich hervorrufen will. Glöckere Farbensprudelung strebt wie auch andere Maler in der letzten Zeit Anton Pepino an. Sein Bild, das Meisen tief unter dem Weichauer liegend darstellt, läßt aber diese Absicht zu deutlich erkennen und erinnert zudem an die Bilder Zwintscher's, während ein anderes Bild den Eindruck einer groben Karikatur macht. Ein dekoratives Talent scheint in G. S. Walther zu erheben. Daran weisen noch mehr als die sorgfältigen Blumenstudien ein paar Ornamente hin, die er, freilich unter Anlehnung an den Belgier Lemmen, für den Katalog entworfen hat. —

**Aus dem Thierleben.**

— Wie 1896 sind auch 1897 im Nordostsee-Kanal Versuchsfischereien ausgeführt worden. Als deren Ergebnis ist zu betrachten, daß die Süßwasserfische fast gänzlich aus dem Kanal verschwunden sind. Die Salzwasserfische, insbesondere Struwwelt und Dorsch, haben an Zahl erheblich zugenommen und gedeihen vorzüglich. Ale sind im Kanal in großer Menge vorhanden. Zu der Zahl der im Jahre 1896 gefangenen Fischarten sind zwei neue Arten, Goldbutt und Seefskorpion, hinzugekommen. Aus dem Fang winzig kleiner Feringe darf geschlossen werden, daß sich im Kanal, und zwar in dessen Seen und Ausbuchtungen Feringlaichplätze befinden. Die jungen Feringe wandern im Hochsommer und Herbst dem Meere, und zwar der Ostsee zu. —

**Humoristisches.**

— Von einem Schwein, das eine Kuh war. Aus Jena schreibt man dem „Hann. K.“: „Der Handlung: niedersächsisches Dorf in nächster Nähe eines Fiedens, unter hohen Eichen liegen im hellen Mondlicht die Bauernhöfe, langsam über die Dorfstraße reitet der behelmte Hüter der Ordnung; — da verschwindet eiligen Laufes eine Gestalt in langem Schäfermantel im sogenannten Backhause. — Aber das Auge des Gehezes wacht, der Laufende

ist gesehen. Vom Pferde springen, dieses anbinden, im Lausfritt zum Backhause eilen, ist für den Gehezeswächter das Werk eines Augenblicks. Und da drinnen beginnt er nun die Durchsuchung aller Männe. Als diese unten erfolglos bleibt, steigt er nach oben. Dort steht eine Gestalt, welche dem Treiben des Gendarmen schon länger verdugt und ängstlich zugehört hat. Als aber ein Passaß blinkt, nimmt sie aus der Dachlufe Reihens und — stürmt ins Haus hinein mit dem Ruf: „Vadder, Vadder! De Schandarm is dull worn, he socht mi nu all um ick beff doch niks dahn!“ — „Jung, biste mall“ — will der Vater just sagen, da erscheint der Hüter der Ordnung, der auf demselben Wege das Backhaus verlassen hat, schon in der Thür und heischt, grimmigen Gesichtes, den ins Haus geflüchteten — „Handwerksburschen“, hat ihn auch im nächsten Augenblicke richtig beim Kragen. — „Holt still, holt still“, schreit da der Bauer, „dat is min Sohn!“ Als das Auge des Gehezes nun einsteht, daß es verkehrt gesehen hat, — sieht es einen Schlachter mit Fleischhauen beschäftigt auf der Diele. Schwere Unterlassungsfünden witternd, heischt der Hüter der Ordnung den „Trichinenschein“. „Deiht mi leed“, sagt der Bauer, „den'n kann ick Se nich geben, min Froo heit em inslaten!“ Bei sich aber denkt er: nu noch'n Trichinenschein herweisen, un't Swin hangt al acht Wälen in'n Roof? Dar kommt doch alle Dag wat Niges opp. Als nun der Trichinenschein nicht beschafft werden kann, verbietet der Mann des Gehezes im Namen des Gehezes die weitere Ausschachtung „des Schweines“. — „Wat, wat, wat seggt Se dar, Herr Wachtmeister? Dett is jo doch a a r k e n S w i n n i c h!“ — „Wa-a-a-s?? Was ist es denn?“ — „Dat's Koh, Herr Wachtmeister, wenn Se so'n Diert girn kennen lirn wölt!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Ueber „das Huhn als Erzieher“ hielt Einer in Bückeburg in dem dortigen Verein für Geflügelzucht einen Vortrag folgenden Inhalts: Die Geflügelzucht ist einträglich, sie macht Freude, sie fesselt den Züchter ans Haus, sie ist bildend, weil sie viele dem Geflügel schädliche und nützliche Thiere und Pflanzen kennen lehrt, sie hilft die soziale Frage lösen, sie stiftet Freundschaften. Die meisten Geflügelzüchter sind fleißige, thätige, für ihre Familie treu sorgende Hausväter und ganz besonders treue Staatsbürger. —

— Die Ortsgruppe Leipzig des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins richtete eine Eingabe an das sächsische Unterrichtsministerium, in der das Verbot des Tragens gesundheitschädlicher Korsetts in den Schulen angeregt wird. —

— Eine Frau in Böwenberg, die vor vier Wochen von ihrem Schooßhündchen in die Nase gebissen worden, ist jetzt an der Tollwuth gestorben. —

— Schlaun. Vor einigen Tagen versuchte ein Italiener in einem Eisenbahnzuge zwischen Weleßheim und Berolzheim den Ring des Nothbremsenhebels als Stiefelzieher zu benutzen. Er zwangte den vorderen Theil seines Fußes in den Ring und zog aus Leibeskraften. Der Erfolg war doppelt. Denn erstens war der Italiener des Schubes, zweitens aber auch zu seinem nicht geringen Schrecken der beträchtlichen Summe von 30 M. los — so viel mußte er nämlich bezahlen, als das Zugpersonal in ihm den ungewollten Urheber des plötzlichen Anhaltens entdeckte. —

— Zwei Landwirthe aus einem Dorfe bei Lemeßvar ermordeten die 18jährige, auffallend schöne Tochter des reichsten Dorfbewohners, nachdem sie sie in ihre Wohnung gefchleppt hatten. —

— In Thalweil (Schweiz) ist ein 17jähriger Bursche in einem Badezimmer ertrunken. —

— Die Fahrradsteuer brachte im Jahre 1897 dem französischen Staatsfchat die Summe von 3336 200 Franks, im Jahre 1898 belief sie sich auf nur 781 000 Franks. —

— o. e. Die größte Stadt in Spanien ist jetzt nicht mehr Madrid, sondern die Industriestadt Barcelona. Sie hat 520 000 Einwohner, 13 000 mehr als Madrid. —

— Ein Erdbeben hat die Stadt Bel Kersu (Türkei) vollständig zerstört. —

— Jetzt giebt es auch schon einen „Champion-Austernesser“. Bei einem Wettkampf im Austerneffen in Chicago verfrang der eine Kämpfer 124 Austern in sehr kurzer Zeit, während es der andere auf „nur“ 115 brachte. Der Name des „Geldes“ ist natürlich wichtig: Mr. William Mc Connell. Er fordert nummehr alle Austerner der Welt heraus. —

— In Pittsburg (Nordamerika) zerstörte eine Feuersbrunst einen ganzen Häuserblock. 2000 Fässer Branntwein explodirten und zerstörten die nebenliegenden Miethshäuser. Es steht fest, daß sechs Personen getödtet wurden, doch fürchtet man, daß noch viele andere unter den Trümmern begraben liegen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 13. Februar.